

Werner Meyer-Barkhausen, *Das große Jahrhundert kölnischer Kirchenbaukunst 1150 bis 1250*. Köln (Verlag E. A. Seemann) 1952. 116 Seiten Text mit 41 Abbildungen und 180 Abbildungen auf Tafeln.

Es gibt wohl kaum eine Gruppe mittelalterlicher Baudenkmäler — wenn man vielleicht von den großen gotischen Kathedralen Frankreichs absieht —, die so gründlich von allen Seiten wissenschaftlich angegangen worden ist, wie die der niederrheinischen Kirchen des staufischen Zeitalters. Monographien der einzelnen Bauten, Entwicklungsgeschichten der wichtigsten Bauformen, kunstgeographische Zusammenstellungen, alles das gibt es seit etwa hundert Jahren immer wieder in neuen Anläufen. Merkwürdigerweise fehlte bisher eine größere Zusammenstellung und Abgrenzung auf landschaftlicher und stilmäßiger Grundlage, wie überhaupt in Deutschland — im Gegensatz zu Frankreich — die romanische Baukunst nur selten in dieser Richtung dargestellt worden ist. (Ausnahme: das Buch über die romanische Baukunst im Elsaß von R. Kautzsch). Das hat verschiedene Gründe. Einmal nimmt in Deutschland die staatliche Inventarisierung dieser Aufgabe manchen Anreiz, obwohl sie andererseits für diese Untersuchung eine unvergleichliche Grundlage abgibt. Zum anderen ist die deutsche vorgotische Baukunst dank der wechselnden Schwerpunkte der Kaiserdynastien, die sich in der Baukunst legitimierend aufeinander beziehen, viel weniger zu geographisch faßbaren 'Schulen' isoliert. Die karolingische Baukunst des Rhein-Maasgebiets bildet die Voraussetzung für die ottonische Architektur Niedersachsens, diese wird von den Saliern am Oberrhein aufgegriffen, deren glanzvolle Bauten dann den Ausgang für die staufische Baukunst des Niederrheins abgeben. Auf diese Weise verbindet ein starkes Band gemeinsamer Grundformen und Vorbilder alle deutschen Landschaften mit bedeutenden romanischen Bauten, während in Frankreich die romanischen Bauschulen fast unabhängig voneinander bestehen. (Es ist dann auffallend, daß im Zeitalter der Gotik hier die divergierenden Züge gegenüber den Hauptformen des neuen Universalstiles zurücktreten, während nun in Deutschland deutlich die landschaftlichen Sonderungen hervortreten). Die staufische Baukunst des Niederrheins nimmt nun insofern eine Sonderstellung ein, die eine besondere zusammenfassende Darstellung nahelegt, als ihre Formen zwar auch auf die eigene karolingisch-ottonische Überlieferung und die salischen Vorbilder des Oberrheins zurückgehen, aber gleichzeitig in einem größeren Zusammenhang stehen, der geographisch Nordfrankreich, Maasgebiet und Niederrhein umfaßt. Die wichtigsten Elemente der nieder-rheinischen Baukunst — Trikonchos mit basilikalem Langhaus, Triforium, Empore, Laufgang, Stützenwechsel, sechsteiliges Rippengewölbe — sind gleichzeitig Charakteristika dieser Landschaft der Frühgotik, die am Oberrhein, in Niedersachsen, Westfalen und Hessen, also den Nachbarlandschaften in Deutschland, in dieser Zusammensetzung fehlen. Aus diesen Zusammenhängen hebt sich nun am Niederrhein eine Gruppe bedeutender Bauten, die in enger Beziehung untereinander stehen und den Begriff der 'Bauschule' (der allerdings schlecht und unzutreffend ist) nahelegen. Hier setzt das vorliegende Buch ein, das die wichtigsten nieder-

rheinischen Kirchen des staufischen Zeitalters im Zusammenhang darstellt, ihre Baugeschichte überprüft, Abhängigkeit und Weiterwirken der Hauptformen aufdeckt und die verbindlichen Stilphänomene formuliert.

In elf Kapiteln werden — in chronologischer Abfolge — die wichtigsten Denkmäler vorgeführt: Groß St. Martin und St. Aposteln in Köln mit ihren Vorbildern und Vorstufen, St. Quirin in Neuß und St. Kunibert in Köln, St. Gereon in Köln, die Zisterzienserkirche in Heisterbach, Liebfrauen in Roermond, St. Andreas in Köln und das Münster in Bonn, St. Peter in Sinzig, St. Severus in Boppard, die Abteikirche in Werden und viele andere Bauten, an denen sich der Begriff der staufischen Baukunst des Niederrheins gebildet hat. Die zeitliche Grenze ist mit den Apsiden von St. Gereon und Bonn, dem Baubeginn von Groß St. Martin (Mitte 12. Jahrhundert) einerseits und der Werdener Abteikirche (1256—75) andererseits, die räumliche Ausdehnung mit der Liebfrauenkirche in Roermond im Westen, der Werdener Abteikirche im Nordosten, Gelnhausen im Südosten und Boppard im Süden gegeben. Köln steht im Mittelpunkt, Bonn und Neuß sind wichtige Nebenzentren.

Ein dichtes Geflecht von Beobachtungen verbindet alle Bauten, die auf einer breiten Variationsebene die Hauptthemen vortragen. Die zutagetretenden Phänomene, die Gemeingut mehrerer Bauten sind, werden zunächst auf ihren Beitrag zur Erscheinung des einzelnen Bauwerks geprüft und dann als Stilmerkmal in den Mittelpunkt verbindender Kapitel gestellt. Alle Eigentümlichkeiten der niederrheinischen staufischen Architektur kommen dabei zur Sprache: der Trikonchos, die mehrgeschossigen runden und polygonalen Apsiden, die Zweischaligkeit, die Westbauten, die Dreibogenstaffel usw.

Obwohl die Kölner Kirchen den Ansatz bilden, wird doch der räumliche Umkreis nicht nur als Ausstrahlung kölnischer Bauideen verstanden, die zeitliche Abfolge nicht als linear verstandene Entwicklung einmal gegebener Themen aufgefaßt. Vielmehr erscheint jedes Bauwerk als Individuum und organisch einmaliges Gefüge, das auf immer neue Weise den übergeordneten Vorstellungen folgt und fremde Anregungen reflektiert. Diese letztere Erscheinung: das Widerspiegeln großer Bauwerke außerhalb des Niederrheingebietes wird vielleicht nicht immer genau genug genannt: gewiß eine Folge der lange Jahre bei uns betriebenen Forschungen zu den Wurzeln der staufischen Baukunst in karolingisch-ottonischer Zeit. Diese Bemühungen seit etwa 1935, die staufische Baukunst des Niederrheins gleichsam als Folge und Blüte älterer eigenstämmiger Voraussetzungen zu sehen, war verständlich als Reaktion auf die älteren Einflußtheorien, die, im Gefolge der Hochschätzung der Gotik im 19. Jahrhundert, die spätromanische rheinische Architektur nur als provinzielle Nachfolge der französischen Gotik würdigen konnten. Aber man wird kaum dabei stehen bleiben können, die staufischen Erscheinungen nur als Entfaltung und Variation alter Möglichkeiten und Voraussetzungen anzusehen. Zu viele ihrer Züge sind Zusätze und Einverleibungen, in erster Linie vom salischen Oberrhein, in zweiter von der frühen französischen Gotik und in dritter von Byzanz, Burgund und auch der Normandie. Wenn es nicht als Politikum mißverstanden würde, möchte man sagen, daß die 'Erbanlage' zu sehr überschätzt wird gegenüber dem geschichtlichen Ereignis, das das Überlieferte herausfordert oder unterdrückt, umprägt oder sogar umkehren kann. Dieses Genugsein an sich selbst, das Erklären aus sich, macht Tugend und Nachteil dieses Buches aus; Tugend, weil jede Form genau, nahsichtig, lebensvoll, in ihrer vollen Leistung für die formale Erscheinung beschrieben wird, Nachteil, weil die großen geschichtlichen Mächte des Zeitalters, die Formen der Frömmigkeit, ja sogar wichtige vorbildlich werdende niederrheinische Bauwerke unerwähnt bleiben. Weder Maria Laach noch Xanten, weder Bacharach noch die Maastrichter und Lütticher Kirchen, weder die frühen Wölbungsbauten in Steinfeld und Knechtsteden, noch Erscheinungen wie die Burgkapelle in Koblenz kommen zur Sprache. Auch Zentren wie Koblenz bleiben unberücksichtigt. Was im Buche vorgetragen wird, leidet darunter nicht, es trägt sich selbst, da niemals, trotz der Bestimmung für ein breiteres Publikum, der Boden der Forschung und der verantwortenden Aussage verlassen wird. Jedes Adjektiv ist gleichsam begründet. Aber das Buch ist kein Kompendium der staufischen Baukunst am Niederrhein, der vorgetragene Gegenstand füllt nicht den im Titel angegebenen Umriß aus.

Die wichtigsten Ergebnisse liegen nach der Anlage des Buches nicht auf dem Gebiete der Kunstgeographie, der Morphologie der Einzelformen oder der Stilgeschichte — so wichtig und anregend manche Bemerkungen vor allem im Schlußabschnitt sein mögen, sondern in der neu begründeten Datierung und Einordnung der Denkmäler, wobei vor allem die Kapitellvergleiche neue Sicherheit bringen. Die Folgen dieser neuen Orientierung sind noch nicht abzusehen. Um diesen Komplex mit einem Satz zu umreißen: Wenn es stimmt, daß das

innere Obergeschoß der Ostanlage von Groß St. Martin in Köln mit der Weihe von 1172 verbunden werden muß — und daran ist auch nach den vorausgegangenen Beobachtungen W. Zimmermanns (Kölner Untersuchungen, Kunstdenkmäler des Landesteils Nordrhein, Beiheft 2, 1950, 107 ff.) kaum noch zu zweifeln —, dann muß die seit Dehio und Gall übliche Entwicklungsvorstellung, die Groß St. Martin in die Nachfolge von St. Aposteln wesentlich später setzte, revidiert werden. (Es darf daran erinnert werden, daß schon Hasak 1912 für die Frühdatierung eintrat, die dann nach dem von Gall 1915 entworfenen Entwicklungsbild in den Hintergrund trat).

Der erste Gewinn dieser Umordnung ist eine neue Beurteilungsbasis für Groß St. Martin selbst. Es rückt — sehr einleuchtend — in die Nähe von Schwarzrheindorf, dessen Bauidee aufgegriffen wird. Diese Beziehung wird vor allem dann überzeugend, wenn man mit M. für Groß St. Martin eine ältere, später aufgegebene Planung mit einem einschiffigen Langhaus annimmt. Eine zweite Folge der Umdatierung ist die Lösung von St. Aposteln, in dessen Nachfolge Groß St. Martin immer gesehen wurde. Es handelt sich hier — trotz der großen Ähnlichkeit im Grundriß und bei vielen Einzelformen — um zwei ganz verschiedene Baugegedanken, um ganz verschiedene Vorbilder, die in diesen beiden Bauten reflektieren. So wie man bei der Turmbildung von Groß St. Martin vielleicht die Kathedrale von Ely nennen muß (Ostendorf, Zimmermann), so liegt bei der Turmlösung von St. Aposteln die Architektur von Byzanz nahe. Wenn es auch sicher ist, daß St. Aposteln später als Groß St. Martin ist, auch vielleicht 'klassischer', d. h. sicherer in der Gesamtkonzeption, so kann man M. doch nicht immer folgen, wenn er die Formen von St. Aposteln aus Groß St. Martin entwickelt. Der achteckige belichtete Vierungsturm von St. Aposteln ist kein 'Fortschritt', keine Entwicklung gegenüber dem rechteckigen unbelichteten Turm von Groß St. Martin, sondern eben ein anderer Wurf, der typologisch weder jünger, noch entwickelter ist. — Eine dritte Folge der Frühdatierung von Groß St. Martin ist die Notwendigkeit, die Entwicklungsgeschichte der Einzelformen, die Morphologie neu zu sehen. Wenn ein solcher rhythmisierter Laufgang auf schlanken Säulen wie in Groß St. Martin schon 1172 möglich ist, dann kann man sicher nicht mehr von einer Entwicklung vom Massenhaften zum Plastischen, von Blendformen zu echter Zweischaligkeit, von einer progressiven Annäherung an die gotische Erscheinung sprechen, wie es früher üblich war. Denn zu viel 'Altertümliches' im Sinne dieser Entwicklungsvorstellung erscheint nun n a c h Groß St. Martin, zu oft müßte man von 'Rückläufen' sprechen. Den ersten Umriß dieser Revision zeichnet M. selbst. So ist der Westbau von St. Georg (1188 voll.) nun nicht mehr wie bei A. Verbeek (Romanische Westchorhallen an Maas und Rhein, Wallraf-Richartz-Jahrb. 9, 1936, 84 ff.) der Ausgangsort der Zweischalengliederung, sondern ein Reflex der älteren perfekten Lösung in Groß St. Martin an einem Westbau. So wenig man an dem chronologischen Verhältnis dieser beiden Bauten zweifeln kann, so kann man auch hier — wie bei St. Aposteln — M. nicht darin folgen, nun die Gliederung von St. Georg als 'fortgeschritten' und 'entwickelt' anzusehen. St. Georg stützt sich in diesem Punkt nicht auf Groß St. Martin, sondern setzt sich mit älteren Westbaulösungen, die bis auf das Westwerk führen, auseinander. Die Genesis, die A. Verbeek vortragen hat, wird durch die neue Datierung nicht entwertet. Man muß angesichts dieses Sachverhaltes sagen, daß diese beiden Arten der Zweischaligkeit nichts miteinander zu tun haben, daß man keine Entwicklung vom einen zum andern beobachten kann, weil es sich um zwei verschiedene Baugegedanken handelt, die allerdings wegen der örtlichen Gegebenheiten — Werkstatt usw. — bei einer nahsichtigen Vergleichung sekundärer Formen zusammenrücken. Datierungen, die sich auf dem Entwicklungsgedanken begründen, erlauben nur bei diesen sekundären Formen — Kapitellen, Rippenprofilen usw. — einige Sicherheit. (Wir sind allerdings sehr auf diese stilistischen Datierungen angewiesen, denn genau genommen besagt ein überliefertes Weihedatum garnichts in Bezug auf den Abschluß des Bauwerks; die Lage ist umso schwieriger, als am staufischen Niederrhein eine Fülle von Bauwerken in wenige Jahrzehnte eingefügt werden muß). Bei umfassenderen Formkomplexen — Wandgliederung, Chorgrundriß — versagt die Entwicklungsvorstellung, wenn es sich um verschiedene Grundformen und Ausgangspunkte handelt. Selbst bei Fragen der technischen Perfektion — etwa in der statischen Ausnutzung der Wandzerlegung — kann man nur selten ein Nacheinander vom Entwicklungsgedanken her angeben. Wenn man die Wandgliederung von St. Georg-West mit der inneren Apsidengliederung von Groß St. Martin vergleicht, ist das tertium comparationis nicht der Grad der statischen Differenzierung, sondern der Grad der Auseinandersetzung des neuen angestrebten 'Bildes' mit den älteren Gegebenheiten der Überlieferung und Gewohnheit. Mit anderen Worten: die Wandgliederung von St. Georg ist nicht eine Folge der Entlastung der Wand durch Konzentrierung der Schübe, sondern umgekehrt hat der

beabsichtigte 'Bildcharakter' der Gliederung zu den Voraussetzungen für die Wandentlastung geführt.

Will man nicht resignieren und gänzlich auf die Arbeitshypothese der 'Entwicklung' verzichten, dann muß man einen auf formaler Beobachtung begründeten, übergeordneten Stilbegriff finden, der verbindlich für die ganze Baugruppe ist und wirklich von Ansätzen zu einer vollen Ausprägung, d. h. sich entwickelnd, zu beobachten ist. Einen solchen Begriff hat M. eingeführt, den Begriff der 'Kreisung', der m. E. — wie der Jantzenische 'Diaphaniebegriff' für eine bestimmte Stufe der Gotik — vorzüglich geeignet ist, mehrere Phänomene der staufischen Baukunst des Niederrheins zusammenzufassen. Dieser Begriff der Kreisung ist sehr viel genauer als der oft gebrauchte der 'Zentralisierung', da er sich auf die den Raum umschließende Mauerhülle bezieht und auch bei nicht zentralisierenden Grundrissen wirksam sein kann. Vorgeblendete oder auch in zwei Schalen zerlegte architektonische Gefüge umziehen, in geschobener Lagerung vom Sanktuarium ausgehend, Querhaus und Langhaus. Dieser Vorgang der Wandschichtung und Raumbürtung erfolgt in dauernder Auseinandersetzung mit der vertikalen Jochgliederung, die mit der Gerüst- und Baldachinvorstellung des Wölbungsbaus verbunden ist. Es wäre allerdings zu einfach gesehen, die Raumbreitung und Geschobekreisung als das Immanent-Niederrheinische und das Vertikaljoch mit Wölbung als Fremd-Gotisches anzusehen. Man könnte ebenso gut sagen, daß die Heraussonderung des vertikalen Raumjoches aus dem basilikalen gelagerten Gefüge eine wesentlich deutsche Leistung mit dem Höhepunkt Speyer II ist, während mit Maria im Kapitol, Schwarzrheindorf, Groß St. Martin und St. Aposteln byzantinische Vorstellungen in Richtung des ausgebreiteten Raumes wirksam werden. — Die niederrheinische Kreisung wird in diesem Buch von dem verwandten Phänomen in der französischen Frühgotik unterschieden, insofern am Niederrhein die Raumumspannung von den Formen des Sanktuariums ausgeht und das Langhaus einbezieht, während in Frankreich die Gliederung des Langhauses den Chorraum bestimmt. Das ist sicher richtig, nur ist zu bedenken, daß auch die französische Langhausgliederung einst vom Chor her in das Langhaus gewandert ist (Entwicklung des Triforiums) und daß der basilikale Charakter der Kreisung in Frankreich im wesentlichen durch die jochmäßige Akzentuierung des Chorraums bestimmt ist. Auch bereitet es Schwierigkeiten, etwa in Gerresheim, wo nicht die Apsisgliederung, sondern die des Langhauses die Gestaltung des Vorchorjoches bestimmt (ähnlich Werden), also eine 'basilikale' Kreisung zu beobachten ist, nun sozusagen französische Einflüsse stärker zu betonen. Dabei ist vom Stil her weder in Gerresheim noch in Werden irgendeine Abwendung vom Niederrheinischen zu beobachten.

Der schöne und nützliche Formbegriff der Kreisung darf auch nicht als Ziel des 'Kunstwollens' interpretiert werden. Wenn es auch sicher richtig ist, daß nicht — wie man früher meinte — die Absicht, die Wand aus statischen Gründen zu erleichtern, die Ursache der laufgangartigen Schalenbildungen gewesen ist, so darf man wohl auch nicht einfach als Ursache für diese Erscheinung die Kreisung im Dienste der Raumrhythmisierung hinnehmen. Das ist zu sehr vom modernen architektonischen Sehen — Bauwerk als Formorganismus — her aufgefaßt und wäre den Zeitgenossen gewiß unverständlich gewesen. Alles, was wir als *A u s d r u c k* anonymen mittelalterlichen Formempfindens interpretieren, ist ja für die Zeitgenossen viel mehr *A u s s a g e* und Hinweis auf herbeigewünschte Vorbilder gewesen, die dann in der Auseinandersetzung mit dem traditionellen Formgut für unsere geschärften, dem typologischen Sehen entwöhnten Augen allerdings kaum noch erkennbar sind. Hier wäre der neue Ansatz für Untersuchungen, inwieweit doch die französische Frühgotik der staufischen Baukunst am Niederrhein Vorbild gewesen ist, inwieweit die salische Architektur des Oberrheins nicht nur Vorstufe, sondern wesentliche Quelle gewesen ist, inwieweit die geschaute Raumpracht byzantinischer Kirchen durchscheint, inwieweit überhaupt ikonologische Fragen — Architektur als darstellende Kunst — eine Rolle spielen. Einen Ansatz gibt es bei M. (S. 28 f.), wenn er im Anschluß an etymologische Untersuchungen von Jost Trier die formenpsychologische, aussagende Bedeutung der Kreisung charakterisiert. — Der Hinweis auf diese Möglichkeiten ist deshalb hier gemacht, weil in einer ausführlichen Besprechung dieses Buches von H. E. Kubach (Kunstchronik 6, 1953, H. 4, 14 ff.) behauptet wird, die staufische Baukunst des Niederrheins biete für ikonologische Fragen nur begrenzte Erkenntnismöglichkeit. Ich möchte bezweifeln, daß z. B. die für die niederrheinische staufische Baukunst so charakteristische Ausgestaltung der äußeren Apsiden zu prachtvollen mehrgeschossigen Schauseiten einzig und allein als formales Schmuckbedürfnis, als Ausdruck bestimmter künstlerischer Neigungen zu begreifen und daß z. B. das Auftreten reicher Westbaugruppen einerseits und glatter basilikaler Abschlüsse andererseits als eine noch unentschiedene Haltung gegenüber dem 'Kunstwollen' zu verstehen ist.

Hier haben — wie an dieser Stelle nicht ausgeführt werden kann — Bedeutungsvorstellungen eine Rolle gespielt, die die Form als aussagendes Zeichen benutzt und sogar hervorgerufen haben.

Eine Folge der Frühdatierung von Groß St. Martin ist wohl auch der Versuch von M., einige nachfolgende Bauten früher als bisher üblich anzusetzen. Wenn man sich im Kreis der vorgetragenen Denkmäler bewegt, wird man sich meist den Vorschlägen, die sich auf sorgfältige Vergleiche stützen, anschließen können. Schwieriger wird es allerdings, wenn man die stilistische Situation in Burgund, England, Normandie und Maasgebiet im frühen 13. Jahrhundert als korrigierendes Element und Folie mit einbezieht. So ist z. B. die Datierung des Bonner Langhauses vor 1218 nicht von allen Seiten her vertretbar. M. kommt zu dieser Datierung, da die Kirche in Roermond (1218—24) Bonn voraussetze und andererseits St. Andreas in Köln vor Bonn liegen müsse. Dazu ist zu sagen, daß das Datum von Roermond nicht ganz sicher ist und auch die kritischen Formen nicht notwendig Bonn voraussetzen. Vergleicht man dagegen Bonn mit den Bauten der Nachbargebiete, die sich auf ähnliche Weise wie der Niederrhein mit der französischen Gotik auseinandersetzen (Genf, Lausanne, auch Lincoln), dann erscheint das 3. und 4. Jahrzehnt als Bauzeit für das Langhaus wahrscheinlicher. Zudem würde auch die Nähe stilistisch verwandter Bauten wie Gerresheim und Werden gewonnen, die im System der Frühdatierungen recht verloren erscheinen.

Faßt man das Urteil über dieses Buch zusammen, so läßt sich mit Überzeugung sagen, daß es bis jetzt noch kein Buch zur staufischen niederrheinischen Architektur — und auch kein entsprechendes zu irgendeiner anderen romanischen Baugruppe — gegeben hat, das auf gleiche Weise architektonisches Verständnis und stilkritisches Sehen in einer lebensvollen genauen Sprache verbindet. Wenn hier einige offene Fragen angedeutet wurden, so sollte nur die Verschiebung der Aspekte bei anderen — möglichen — Ausgangspunkten charakterisiert und die dauernde Aufgabe des Sichaneignens dieser in die Gegenwart ragenden Zeugnisse unserer Vergangenheit gestellt werden. — Die Ausstattung dieses Buches ist vorzüglich. Doch müssen viele beigegebene undeutliche Risse und Schnitte beanstandet werden, die mit wechselndem Maßstab den Inventaren entnommen sind und manchmal dem beschriebenen Baubestand nicht entsprechen. Bei einer neuen Auflage wären Umzeichnungen wünschenswert.

B o n n.

G. B a n d m a n n.